Lukrez als Dichter.

Vom

Gymnasiallehrer Dr. *Karl Hachez.*

Beilage zum Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Eutin.
Ostern 1892.



Eutin.
G. Struve's Buchdruckerei.
1892.

1892. Progr.-Nr. 664.



Lukrez als Dichter.

Mustergültige Lehrgedichte gehören zu den Seltenheiten der gesamten Litteratur. Die gebundene Rede macht den prosaischen Inhalt noch lange nicht zum Gedicht, ebenso wenig der ganze Apparat von Tropen und Figuren, den ja auch der Redner nicht entbehren kann; sondern die Urteile und Erfahrungen des Verstandes müssen derartig von der Phantasie belebt und vom Gefühle erwärmt sein, daß das Gefühl der Wahrheit unmittelbar im Leser erweckt wird.

Vergil glänzt unter den Dichtern dieser Gattung; man muß aber bedenken, daß er einen volkstümlichen, mitten aus dem römischen Leben gegriffenen Stoff behandelte, dem poetische Seiten immerhin leicht abzugewinnen waren. Wenn daher auch im allgemeinen der Satz gilt, daß nicht der Stoff den Dichter und Künstler macht, sondern die Behandlungsweise, so ist es doch durchaus nicht gleichgültig, welchen er wählt. Denn ebenso gewiß ist es, daß es Stoffe giebt, mit denen selbst das größte Dichtergenie bei aller Begeisterung nur mittelmäßigen Ruhm ernten kann.

Ein solcher ist ohne Zweifel die Lehre Epikurs, die Titus Lukretius Karus, ein Vorgänger Vergils, in seinem Lehrgedicht „vom Wesen der Dinge" systematisch entwickelt. Wie wenig man es ihm aber auch verzeihen mag, daß er poetisch darzustellen unternahm, was allein in den Bereich des Philosophen gehört, so sehr muß man ihn doch gegen Lessing in Schutz nehmen, der ihn in seinem Beweise, daß Pope als Dichter kein Metaphysiker sein könne, nicht anders als einen Versmacher nennt. Denn so viel ist gewiß: indem er leistete, was unter den obwaltenden Umständen überhaupt geleistet werden konnte, zeigt er ganz entschieden eine hervorragende dichterische Begabung.

Dies würde um so eher einleuchten, wenn er die letzte Hand an sein Werk hätte legen können. Aber so, wie es uns vorliegt, fehlt nicht allein dem Ganzen der rechte Abschluß, der mit der Schilderung der Pest von Athen keineswegs erreicht ist, sondern auch inmitten der einzelnen Bücher und Abschnitte finden sich vielfach Teile, die auf den ersten Blick teils als erste Entwürfe erscheinen, die die letzte Feile noch nicht erhalten haben, teils als spätere Zusätze, die mit dem Uebrigen nicht gehörig verknüpft und verschmolzen sind, während andere Abschnitte hinwiederum als Muster didaktischer Dichtung gelten können, sodaß wir mit der Ueberlieferung annehmen müssen, Lukrez sei vor Vollendung seines Gedichts gestorben, und darum an weniger gelungenen Stellen nicht sogleich den Stab über ihn brechen dürfen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß man mit einem gewissen Vorurteil an den Dichter und sein Werk herantritt. Denn wie vermöchte eine materialistische Weltanschauung das Gemüt des Darstellenden und Reproducierenden zu erwärmen? Gerade das, was jedem Dichter jeder Nation und jedes Zeitalters stets reichen Stoff zur Darstellung des Erhabenen gegeben hat und stets geben wird, das zerstört Epikur, das reißt er aus dem Herzen des Menschen heraus, das will er nur an einem außerhalb der Welt liegenden Orte dulden — die Gottheit; und die Tugend kann nun nicht mehr eine Wirkung und Forderung des Göttlichen sein, auch das Schöne und seine Gestaltung durch die Kunst brauchen wir zu unserem Glücke nicht, sondern unser höchstes Ideal ist etwas Negatives, ist die Abwesenheit des Schmerzes!

Wie nahe liegt es nun, von dem sittlichen Werte der Lehre auf den ihres Bekenners zu schließen und darum auch an Lukrez gerade das zu vermissen, was der wahre Dichter unbedingt besitzen muß, einen moralisch vortrefflichen Charakter und einen reifen, vollkommenen Geist. In der That würde es ihn von vorneherein wenig empfehlen, wenn er wirklich „vesanus, immodestus, impius, voluptatis magister, kurz mit allem Schmutze besudelt" wäre, wie man behauptet hat. Denn „von dem Dichter verlangt der gebildete Leser, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Der höchste Wert seines Gedichtes, sagt Schiller, kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen."

Aber Lukrez ist nichts weniger als ein Epikuräer im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er steht sittlich entschieden höher als Horaz, dessen scherzhafte Aeußerung, mit der er sich selbst einmal ein „porcus de grege Epicuri" nennt, unleugbar ein gut Teil Wahres enthält. Die moralische Persönlichkeit unseres Dichters ist trotz seiner Lehre eine durchaus gediegene, ehrenwerte; eine Menge der kräftigsten Kernsprüche gegen die Verderbtheit der Menschen, gegen den Fluch des Lasters, die lebhaft an die horazischen erinnern, deren Original sie zugleich nicht selten sind, durchziehen das Gedicht, die Tugend wird warm empfohlen und der Mensch nur nach seinem sittlichen Werte gemessen. Uebertrifft er Horaz auch nicht in der Form, so doch an ursprünglicher Kraft und Frische und an Feinheit der Satire, wofür der Anfang und der Schluß des dritten Buches und besonders der von der freien Liebe handelnde Teil des vierten Buches hinreichend Beispiele bietet. Wenn man die erregte Stimme hört, mit der Lukrez die gewaltigen Leidenschaften, die die menschliche Brust durchwogen und allzu oft zur schwersten Versündigung gegen sich und andere hinreißen, bald in kürzeren Zügen, bald in größeren Gemälden so wahrheitsgetreu schildert, wie wohl kaum ein anderer Dichter vor ihm, dann sollte man meinen, er sei einst selbst von dem Strudel römischer Ehrsucht und Gunstbuhlerei ergriffen gewesen, er sei einst selbst das traurige Opfer seiner Sinnlichkeit geworden, er habe selbst einst unter dem Drucke jener furchtbaren Krankheit, der Langweile, gelitten, deren Natur das „commutare locum" und „se ipsum fugere" ist (III 1060), und es spräche jetzt aus ihm die Bitterkeit getäuschter Hoffnungen, die Reue über eine verlorene Jugendzeit und daneben das stolze Bewußtsein, die Leidenschaften besiegt und das Glück in der Erkenntnis und Läuterung seiner selbst gefunden zu haben. „Ein starker Charakter kehrt immer wieder zu dem sittlichen Ideale zurück, auch dann, wenn ihm der große Widerspruch des eigenen Lebens dadurch erst recht zum Bewußtsein kommt."

Haben wir so die Vergangenheit des Dichters richtig erkannt, dann hat er, wie Sallust, durch den Geist seines Werkes eine Art Sühne für die Verirrungen seiner Jugend geleistet. Aber mag auch seine Tugend ihren Grund in der Lust gehabt haben, oder mit anderen Worten, Unrecht thun ihm nur wegen der möglichen Unlust der Strafe ein Uebel gewesen sein, er steht uns menschlich doch viel näher als Sallust, dessen Moral vom Geiste hochmütigen Stolzes getragen wird. Der stoische Weise dünkt sich viel zu hoch, als daß irgend etwas imstande wäre seine göttliche Ruhe zu trüben, er blickt auf die Schwächen und Fehler, Leidenschaften und Laster des Anderen mit hochmütiger Verachtung herab; Lukrez aber bleibt dem verkehrten Treiben der Welt gegenüber nicht kalt, er hat ein fühlendes Herz für die in Unvollkommenheit und Schwachheit geborene Menschheit, und darum mischt er auch in seine ernste und strafende Satire die Stimme des Mitleids. Er glaubt den Weg zum Glücke gefunden zu haben:

II 14: O des elenden Sinnes der Menschen und ihrer Verblendung!
In wie finsterer Nacht und in wie großer Gefährdung
Leben die Kinder der Zeit dahin! Nicht wollen sie sehen,
Daß vor allem des Menschen Natur sich der leiblichen Schmerzen
Frei zu sein ersehnt, auf daß sich unsere Seele
Heiteren Sinnes bewegt von Furcht und Sorge geschieden.[1])
(O miseras hominum mentes, o pectora caeca!
qualibus in tenebris vitae quantisque periclis
degitur hoc aevi quodcumquest! nonne videre[2])
nil aliud sibi naturam latrare, nisi utqui[3])
corpore seiunctus dolor absit, mente[4]) fruatur
iucundo sensu, cura semota[4]) metuque?

Aber er muß doch selbst bekennen, daß diese Sehnsucht nimmer gestillt werden könne, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zuteil werde, denn

. . . . mitten im Strudel der Freuden erhebt sich
Etwas Bitteres schon, was selbst in den Blumen beängstigt.
(. . . . . medio de fonte leporum
surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat).

Er klagt über den Jammer des Lebens wie wohl kaum ein anderer Dichter des Altertums mit Ausnahme Homers. Keiner hat mit einem solchen Tone des Schmerzes die Geburt des Menschen geschildert, der nackt und hülflos aus dem mütterlichen Schoße an das Ufer des Lebens geworfen wird, und dessen erstes Schreien Schluchzen ist, wie es einem Wesen zukommt, das für soviel Unglück bestimmt ist.

V 222: Sieh das Knäblein! Da liegt es am Boden, dem Schiffer vergleichbar,
Den ans Gestade wilde Wogen warfen, sprachlos,
Nackt, entbehrend jeglicher Hülfe, nachdem die Natur es

---

[1]) Nach der Uebersetzung von Bossart-Oerden. Ich habe mir jedoch an späteren Stellen vielfach Aenderungen erlaubt und zwar erstens, wenn mir der Ausdruck nicht poetisch genug war, zweitens, wenn mir der zugrundegelegte Lachmannsche Text nicht der richtige zu sein schien. Auch Vossens Homerübersetzung ist in den angeführten Stellen frei behandelt.

[2]) = vides.

[3]) = ut, Lachmann ändert ohne Grund in „ut cui“.

[4]) Lachmanns Aenderungen: menti' und semotu' sind unnötig.

Unter schrecklichen Schmerzen dem Mutterleibe entrungen,
Und mit Gewimmer füllt es den Luftraum, wie's solchem geziemet,
Dem so viel des Leids im Laufe des Lebens bevorsteht.
(tum porro puer, ut saevis proiectus ab undis
navita, nudus humi iacet, infans, indigus omni
vitali auxilio, cum primum in luminis oras
nixibus ex alvo matris natura profudit,
vagituque locum lugubri complet, ut aecumst
cui tantum in vita restet transire malorum).

Werden wir doch nur geboren, um zu leiden und zu sterben:

. . . . es mischt sich der Totenbestattung
Wimmern der Kinder, die schon zum Lichte erheben die Blicke;
Ja nie folgte dem Tage die Nacht und dem Dunkel der Morgen,
Wo man nicht vernahm mit kläglichem Weinen der Kinder
Klagegesang vom Totengefolg und Leichenbegängnis.
(II 576 . . . . miscetur funere vagor,
quem pueri tollunt visentis luminis oras;
nec nox ulla diem neque noctem aurora secutast,
quae non audierit mixtos vagitibus aegris
ploratus, mortis comites et funeris atri).

Und wie könnte es auch anders sein, da ja der Mensch aus denselben Stoffen gebildet und denselben Gesetzen unterworfen ist, wie die ihn umgebende Natur, in der nirgends ein vollkommener Zustand herrscht, sondern ein ewiger Wechsel von Werden und Vergehen,

II 575: „wo bald hier bald dort als Sieger das Leben hervorgeht,
bald als Sieger der Tod".
(nunc hic nunc illic superant vitalia rerum,
nunc superantur item).

In ihrer Jugend prangte sie in paradiesischer Schöne, war reich und mannigfaltig im Hervorbringen, aber sie altert auch, wie ein lebendiger Körper. Schon jetzt ist sie, von Alter entkräftet, kaum mehr zeugungsfähig. Mit Mühe entreißt ihr der Mensch noch den Unterhalt, oft ringt er umsonst, sehnt vergeblich die vergangenen besseren Zeiten zurück, das Glück der Väter und den freundlicheren Himmel, und sieht daraus, wie alles allmählich sich abzehrt, alles zu Grabe geht, vom hohen Alter ermattet. Und dieses Gebäude sollte ein Gotteswerk sein, für den Menschen hergerichtet! Diese Erde, die mit soviel Mängel behaftet ist! Wenige Teile sind ja überhaupt nur bewohnbar, den meisten Raum bedecket die Salzflut, hier ist Hitze, dort Kälte tötlich. In der bewohnten Zone aber kämpft der Mensch den härtesten Kampf ums Dasein. Sümpfe und Felsen, Dornen und Unkraut hindern den Anbau, ist endlich eine Ernte gereift, so vernichtet sie Regen oder Hitze oder Sturm. Dazu die Plage reißender oder giftiger Tiere und die schrecklichere der Krankheiten:

„Himmel und Erde sind voll von bösem, verderblichem Ausfluß,
Draus gar leicht die Macht unendlicher Uebel hervorgeht."

Das Ende von allem ist aber auch für die Erde Vernichtung, die Erdbeben sind nur Vorläufer derselben, die Welt, die Jahrtausende lang gestanden, wird einst in Schutt und Trümmer zerfallen, *ein* Tag wird sie zerstören, vielleicht erleben wir es noch. Darum,

V 195: Wenn ich auch nicht erkennte die weltenbildenden Stoffe,
Wagt' ich es doch aus dem Wesen des Himmelsgewölbes und vielen
Anderen Gründen getrost zu behaupten, daß göttlichen Ursprungs
Nimmer das Weltall sei: so unvollkommen erscheint es.
(quodsi iam rerum ignorem primordia quae sint,
hoc tamen ex ipsis caeli rationibus ausim
confirmare aliisque ex rebus reddere multis,
nequaquam nobis divinitus esse paratam
naturam rerum: tanta stat praedita culpa).

Wenn alles, was uns der Dichter geben kann, seine Individualität ist, so war Lukrezens es besonders wert, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Obgleich er jede Berechtigung des Glaubens an die Götter und die Unsterblichkeit der Seele leugnet, hält er doch ein hohes sittliches Ideal fest, und das ist das Rühmliche an ihm; er steht so als Atheist viel höher als die dem wüsten Fremd- und Aberglauben ergebene Menge, er steht als offener Bekenner des Unglaubens höher als die meisten Gebildeten seiner Zeit, die, um nicht Anstoß zu erregen, ihre Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge unter einem Schein von Frömmigkeit verbargen. Die tiefen Gedanken eines Anaxagoras und Plato von der göttlichen Einsicht zu fassen, wäre seine großartig angelegte Natur keineswegs unfähig gewesen, unfähig, ihn auf dieselben hinzuführen, war allein seine eigene hoffnungslose Zeit, von der er selbst mit zürnender Beredsamkeit das düstere Bild entwirft:

III 70: Gierig raffen sie Geld im Blute der Bürger; den Reichtum
Noch zu verdoppeln, erschreckt es sie wenig, die Morde zu häufen;
Grausam freu'n sie sich selbst an des Bruders Trauerbegängnis
Und vermeiden und fürchten die Tafeln in ihrer Verwandtschaft.
(sanguine civili rem conflant divitiasque
conduplicant avidi, caedem caede accumulantes,
crudeles gaudent in tristi funere fratris,
et consanguineum mensas odere timentque).

„Das Grauen und der Widerwille", sagt Mommsen, „gegen die entsetzliche Welt überhaupt, in der und für die der Dichter schrieb, haben dies Gedicht eingegeben. Es wurde verfaßt in jener hoffnungslosen Zeit, wo das Regiment der Oligarchie gestürzt und das Cäsars noch nicht aufgerichtet war, in den schwülen Jahren, während deren der Ausbruch des Bürgerkrieges in langer peinlicher Spannung erwartet ward. Wenn man dem ungleichartigen und unruhigen Vortrag die Spannung eines Dichters anzufühlen meint, der täglich erwartete, den wüsten Lärm der Revolution über sich und sein Werk hereinbrechen zu sehen, so wird man auch bei seiner Anschauung der Menschen und Dinge nicht vergessen dürfen, unter welchen Menschen und in Aussicht auf welche Dinge sie in ihm entstand. Unter allen in der cäsarischen Zeit einem zarten und poetisch organisierten Gemüt möglichen Weltanschauungen war die edelste und veredelndste diese, daß es eine Wohlthat für den Menschen ist, erlöst zu werden von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und damit von der bösen, die Menschen, gleichwie die Kinder die Angst im dunkeln Gemach, tückisch beschleichende Furcht vor dem Tode und vor den Göttern; daß, wie der Schlaf der Nacht erquicklicher ist als die Plage des Tages, so auch der Tod, das ewige Ausruhn von allem Hoffen und Fürchten besser ist als das Leben, wie denn auch die Götter des Dichters selber nichts sind noch haben als die selige Ruhe; daß die

Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern während desselben in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens; daß die Aufgabe des Menschen ist, sein Herz zum ruhigen Gleichmaß zu stimmen, den Purpur nicht höher zu schätzen als das warme Hauskleid, lieber unter den Gehorchenden zu verharren als in das Getümmel der Bewerber um das Herrenamt sich zu drängen, lieber am Bach im Grase zu liegen, als unter dem goldnen Plafond des Reichen dessen zahllose Schüsseln leeren zu helfen."

Diese Weltanschauung an sich ist es nicht, auf der die Originalität unseres Dichters beruht; sie ist nicht einmal römisch, sondern ursprüngliches Eigentum der Griechen. Soviel Kühnheit auch dazu gehören mag, das Heiligste des Volkes, das Erbteil seiner Väter, seinen Glauben an die Gottheit anzugreifen und zu zerstören, auch hierin steht Lukrez nicht allein da, denn vor und nach ihm hat es der Philosophen viele gegeben, die dasselbe wagten. Aber diese haben alle das mit einander gemeinsam, daß sie bei ihrem Zerstörungswerke nicht leidenschaftlich erregt werden, daß sie die Ruhe der Wissenschaft oder den leichten Spott der Verachtung bewahren, daß sie sich nicht selbst gegen den Irrtum verteidigen zu wollen scheinen. Lukrez ist der einzige, bei dem wir das Gefühl haben, als ob er im Kampfe gegen die Götter seine eigene Sache verträte, als ob er eine ihm von der Gottheit zugefügte Beleidigung rächen wolle, als ob er den Schmerz einer lange unterdrückten Seele ausströmen und den Schrei der Empörung gegen die Gewaltherrschaft des Himmels erschallen lasse. Die Originalität des Lehrgedichts vom Wesen der Dinge beruht auf den persönlichen Gefühlen des Dichters, auf seiner Leidenschaft, die sich in einem Strom von Beredsamkeit ergießt, den selbst die Sandwirbel der Atome nicht ganz zu verschütten vermögen, und der da, wo er mit der Gewalt des wilden Gießbachs über das wüste Gebiet des Aberglaubens und Lasters hereinbricht, an die donnernden Wogen tribunizischer Beredsamkeit erinnert. Mit der Siegesgewißheit eines Unüberwindlichen schleudert er seine Flammenworte gegen das vielköpfige, schreckliche Haupt der Volksreligion, im Kampfe ergreift ihn „eine himmlische Wollust und ein Schauer, divina voluptas atque horror", und so begnügt er sich auch nicht damit, das vom Himmel dräuende Ungeheuer zu Boden geworfen zu haben, er läßt auch nach dem Siege noch aus der endlich befreiten Brust die frohlockende Stimme des Triumphes erschallen I 62:

Sichtlich lag in Jammer das menschliche Leben darnieder,
Tief zur Erde gebeugt von der lastenden Götterverehrung,
Die aus himmlischen Räumen das Haupt uns Sterblichen zeigte
Und durch grausigen Anblick uns mit Schrecken bedrohte,
Bis es zuerst ein griechischer Mann, ein Sterblicher, wagte
Aufzuschlagen den Blick und kühn in die Schranken zu treten,
Wo ihn weder die Tempel der Götter und Flammen der Blitze,
Noch mit drohendem Donner der Himmel die Seele beengte,
Ja nur heftiger reizte den Mut als erster die Riegel,
Die uns das Thor der Natur so lange versperrten, zu sprengen.
Also glückte der Sieg der lebendigen Kraft des Gedankens,
Und nicht hielten ihn auf des Weltalls flammende Grenzen,
Er durchflog das unendliche All im Geist und Gemüte;
Siegreich kündet er nun, was kann zum Lichte gedeihen,
Und was nicht, in was für Art dann jedem begrenzt ist
Seine Gestalt, und selbst an das Höchste sich heftet die Schranke.

Damit liegt im Wechsel der Dinge die Götterverehrung
Tief im Staub: uns hebet der Sieg zur Höhe des Himmels.
(Humana ante oculos foede cum vita iaceret
in terris oppressa gravi sub religione,
quae caput a caeli regionibus ostendebat
horribili super aspectu mortalibus instans,
primum Graius homo mortalis tendere contra
est oculos ausus primusque obsistere contra;
quem neque fana deum nec fulmina nec minitanti
murmure compressit caelum, sed eo magis acrem
inritat animi virtutem, effringere ut arta
naturae primus portarum claustra cupiret.
ergo vivida vis animi pervicit, et extra
processit longe flammantia moenia mundi
atque omne immensum peragravit mente animoque;
unde refert nobis victor, quid possit oriri,
quid nequeat, finita potestas denique cuique
quanam sit ratione atque alte terminus haerens.
quare religio pedibus subiecta vicissim
opteritur, nos exaequat victoria caelo).

Lukrez wäre nichts weiter als der Philosoph, wenn er dieselbe Ruhe bewahrte, die sein System charakterisiert; zum Dichter, der sich mit Recht rühmen durfte, aus der poetischen Wildnis einen neuen Kranz davongetragen zu haben, wie kaum noch die Musen verliehen, machte ihn mehr als alles andere seine Leidenschaft, die feurige Begeisterung für seinen Gegenstand. Die Genialität der Lebensanschauung wie der Poesie des Dichters ruht auf seinem Unglauben, der mit der vollen Siegesgewißheit der Wahrheit und darum mit der vollen Lebendigkeit der Dichtung dem herrschenden Heuchel- und Aberglauben entgegentrat und entgegentreten durfte. Goethe läßt in seinem Götz von Berlichingen den Pagen Franz sagen: „In diesem Augenblicke fühle ich ganz, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." So wahr dieses ist, ebenso gewiß ist es, daß Lukrez kein bloßer Versmacher, sondern ein Dichter ist. Seine Lehre gilt vom Standpunkte der Moral ebenso wenig als die religiösen Anschauungen seiner Zeit, die er bekämpft; wenn wir dennoch seine Partei ergreifen, so hat dies der Dichter in ihm, nicht der Philosoph erreicht. Er selbst freilich hat die Enttäuschung nie erfahren, aber wir, die wir im Besitze der Wahrheit sind, erkennen und empfinden die tragische Ironie in seinem Schicksal und können ihm daher um so weniger unsere vollste Sympathie versagen: ein edler Charakter, von dem heißen Wunsche beseelt, die schmachtende Menschheit zu beglücken, sucht er nach Wahrheit, aber das, was er im besten Glauben als unumstößliche Wahrheit verkündet, ist dennoch weiter nichts, als ein ebenso großer Irrtum wie der, den er mit allem Feuer seiner Beredsamkeit bekämpft.

Wie an Stärke des Gefühls, so steht er auch an Reichtum der Empfindungen hinter keinem Dichter zurück. Bald ist er Satiriker bald Elegiker, bald der pathetische Sänger des Erhabenen bald der heitere des Naturlebens. Zahlreiche Stellen beweisen, wie Vortreffliches er als Lyriker hätte leisten können, wenn er die Gefühlspoesie zu seiner eigentlichen Aufgabe gemacht hätte. Aber auch so gehören die Stellen, wo er Epikur als den größten Wohlthäter

feiert, zu den besten im ganzen Gedicht. Der Philosoph Lukrez hat sich von der Gottesidee frei machen können, der Dichter kann es nicht; sein Gott wird ihm Epikur, auf den er den Inbegriff alles Wahren, Guten und Schönen überträgt, der ihm alle Sterblichen überstrahlt, wie die Sonne alle Gestirne, dem das Menschengeschlecht mehr verdankt als dem Bacchus und der Ceres:

„Deus ille fuit, deus!" ruft er begeistert aus (V 8),

III 1044: qui genus humanum ingenio superavit et omnes
restinxit, stellas exortus ut aetherius sol."

Und wie schön ist gar sein Hymnus auf die Göttin Venus, die er in Anlehnung an den volkstümlichen Glauben und Ausdruck zu Anfang seines Gedichts gegen den wilden Kriegsgott zu Hülfe ruft, damit er in Muße sein Werk vollenden könne!

Ahnin des römischen Volks, du Freude der Götter und Menschen,
Gütige Venus! Die unter des Himmels wandernden Sternen
Segelführende Flut und die fruchtergiebigen Fluren
Hat dein Segen erfüllt, denn was nur lebet und athmet,
Danket es dir, und durch dich begrüßt es die leuchtende Sonne.
Vor dir fliehen, o Göttin, die Winde, die Wolken des Himmels,
Wann du dich nahst, dir leget die schaffende Erde zu Füßen
Lieblicher Blumen Geschenk, dir lächeln die Wellen des Meeres,
Und weit spannt sein strahlendes Blau der erheiterte Himmel.
Denn wenn glänzenden Scheins anbrechen die Tage des Frühlings
Und nun wieder sich hebt in belebendem Hauche der Westwind,
Dann verkünden zuerst, o Göttin, der Lüfte Bewohner
Dein Erscheinen, dieweil mit Macht ihr Herz du getroffen.
Fröhlich tummeln sich dann auf üppigen Auen die Tiere
Und durchschwimmen den reißenden Fluß: in den Fesseln der Anmut
Folgt mit Lust dir alles, wohin dein Zauber es locket.
Ja durch Meer und Gebirg und die rauschenden Fluten der Ströme,
Wie in der Vöglein laubigem Haus, auf grünenden Fluren
Läßt du jegliches Herz erzittern in schmeichelnder Liebe,
Läßt du brünstigen Triebes die Reih'n der Geschlechter sich pflanzen.
. . . .
Du allein kannst auch mit ruhigem Frieden beschenken
Unser Geschlecht, weil ja der waffengewaltige Mavors
Ueber das wilde Gewoge des Krieges gebietet, der oftmals
Dir an den Busen sich wirft nie heilender Wunde der Liebe.
Senkend den Blick zu dir, die den rosigen Nacken zurücklehnt,
Weidet er dein verlangend die wollustlechzenden Augen
Und trinkt dir vom Munde den rücklings wehenden Athem.
Ruhet er, Göttin, nun so an deinem geheiligten Busen,
Halt ihn fest umschlungen und hauche die süßesten Worte,
Flehend für Rom, o gepriesene du, erquickenden Frieden.

Die Uebersetzung kann unmöglich allen Zauber der Poesie wiedergeben; man höre ihn also selbst:

„Aeneadum genetrix, hominum divomque voluptas,
alma Venus, caeli supter labentia signa
quae mare navigerum, quae terras frugiferentis
concelebras, per te quoniam genus omne animantum
concipitur visitque exortum lumina solis.
te, dea, te fugiunt venti, te nubila caeli
adventumque tuum, tibi suavis daedala tellus
summittit flores, tibi rident aequora ponti
placatumque nitet diffuso lumine caelum.
nam simul ac species patefactast verna diei
et reserata viget genitabilis aura favoni,
aëriae primum volucres te, diva, tuumque
significant initum perculsae corda tua vi.
inde ferae pecudes persultant pabula laeta
et rapidos tranant amnis: ita capta lepore
te sequitur cupide quo quamque inducere pergis.
denique per maria ac montis fluviosque rapacis
frondiferasque domos avium camposque virentis
omnibus incutiens blandum per pectora amorem
efficis, ut cupide generatim saecla propagent.
. . . .
nam tu sola potes tranquilla pace iuvare
mortalis, quoniam belli fera moenera Mavors
armipotens regit, in gremium qui saepe tuum se
reicit aeterno devictus vulnere amoris,
atque ita suspiciens, tereti cervice reposta
pascit amore avidos, inhians in te, dea, visus,
eque tuo pendet resupini spiritus ore.
hunc tu, diva, tuo recubantem corpore sancto
circumfusa super, suavis ex ore loquellas
funde petens placidam Romanis, incluta, pacem."

Man hat hervorgehoben, daß Vergil terras quae frugiferentis, suavis tibi daedala tellus u. s. w. gesagt haben würde; aber wozu die Künstelei, wenn die Natürlichkeit eine kunstvolle Wirkung hervorbringt? Die ganze Stelle ist und bleibt eine Perle der Poesie, wie überhaupt überall da echte Poesie bei ihm zu finden ist, wo er Gelegenheit hat, die Schönheit der Natur- und das Leben in und mit ihr zu schildern. Dann weiß er seiner Harfe auch wohl die lieblichen Weisen des Idyllendichters zu entlocken und entwirft von dem harmlosen Hirtenleben unter dem blauen Himmel Italiens ein Bild, wie es anmutiger kaum gedacht werden kann:

V 1392: saepe itaque inter se prostrati in gramine molli
propter aequae rivom sub ramis arboris altae
non magnis opibus iucunde corpora habebant,
praesertim cum tempestas ridebat et anni
tempora pingebant viridantis floribus herbas.
tum ioca, tum sermo, tum dulces esse cachinni

consuerant. agrestis enim tum musa vigebat;
tum caput atque umeros plexis redimire coronis,
floribus et foliis lascivia laeta monebat,
atque extra numerum procedere membra moventes
duriter et duro terram pede pellere matrem;
unde oriebantur risus dulcesque cachinni,
omnia quod nova tum magis haec et mira vigebant.

Hier ist der Uebersetzer noch weniger imstande, der Kunst des Dichters gerecht zu werden, da sie nicht zum wenigsten auf dem Rhythmus und der Allitteration beruht.

Und das Zweite, was den Dichter macht, die Gabe, durch das Wort anschaulich zu gestalten, und die besondere Leichtigkeit, mit der er Eindrücke in sich aufnimmt, wer möchte diese nach den angeführten Beispielen noch bei ihm vermissen? Dennoch bedarf es einiger Bemerkungen.

Die Stärke seiner reproduktiven Einbildungskraft zeigt sich in der Wahrheit und Treue seiner Darstellung, die ein tüchtig-sinnliches Anschauungsvermögen und die Fähigkeit, das Angeschaute bis ins kleinste festzuhalten und wiederzugeben, bei ihm voraussetzt. Was uns der Dichter auch vorführt, er weiß uns die Gegenstände fast bis zur Unmittelbarkeit und Klarheit der sinnlichen Erscheinung zu bringen, sodaß wir das Dargestellte in seinen Eigenschaften und Wirkungen selbst zu sehen und zu hören glauben. Mit welcher Anschaulichkeit malt er z. B. im 6. Buch die verschiedenen Naturerscheinungen, mit welch epischer Ausführlichkeit die Unruhe und den Schmerz der Kuh, die vergebens ihr Junges sucht, das dem Opferbeile des Priesters anheimgefallen ist!

II 352: Oftmals fällt ein Kalb als Opfer den Göttern geschlachtet,
Hauchend den heißen und blutigen Strom aus klaffendem Herzen,
Während der Weihrauch steigt empor vom prangenden Altar.
Aber es irrt verwaist durch grünes Gefilde die Mutter,
Folgend der Spur, die gespaltenen Hufs in den Boden gedrückt ist.
Weit umher durchsucht sie den Wald, ob nirgend zu finden
Ihr verlorenes Kind, und erfüllet das hallende Laubdach
Mit wehklagendem Ruf; in den Stall dann kehret sie wieder
Suchend zurück, verzehrt von sehnender Liebe zum Kinde.
Weder das saftige Blatt des Hollunders und thauige Kräuter
Noch die Gewässer, die hoch und voll durchgleiten die Ufer,
Wollen sie jetzt erfreuen und wenden die nagende Sorge,
Noch vermag auf üppiger Weide der übrigen Kälber
Anblick abzulenken den Sinn und den Kummer zu heben.
(nam saepe ante deum vitulus delubra decora
turicremas propter mactatus concidit aras,
sanguinis exspirans calidum de pectore flumen:
at mater viridis saltus orbata peragrans
noscit humi pedibus vestigia pressa bisulcis,
omnia convisens oculis loca, si queat usquam
conspicere amissum fetum, completque querellis
frondiferum nemus adsiduis, et crebra revisit

ad stabulum, desiderio perfixa iuvenci,
nec tenerae salices atque herbae rore vigentes
fluminaque illa queunt summis labentia ripis
oblectare animum subitamque avertere curam,
nec vitulorum aliae species per pabula laeta
derivare queunt animum curaque levare.

Oft malt er, wie auch Homer, nur mit wenigen Zügen, aber diese Züge sind charakteristisch für das Ganze. Wo immer er kann, setzt er für den abstrakten Begriff den konkreten oder fügt ihm wenigstens das bezeichnende Adjektiv hinzu. Hat seine Sprache keinen treffenden Ausdruck für seinen Gedanken, so bildet er ihn selbst mit dem glücklichen Griff eines Homer oder Aeschylus. Solche Bildungen sind z. B. terriloquus, horrisonus, silvifragus, fluctifragus. Es ist wahr, Lukrez hat auch manche Zusammensetzungen, die das feingebildete Ohr eines Cicero beleidigten und von den Dichtern der augustäischen Zeit aufs sorgfältigste vermieden wurden; aber ihr Gebrauch beruht bei ihm nicht auf Unkenntnis des Schönen, sondern auf der wohlerwogenen Berechnung ihrer Wirkung. Gerade durch die „asperitas" des Ausdrucks „perterricrepus", die Cicero in seinem Orator 16, 4 tadelt, wird ja erreicht, daß wir das Krachen des Donners selbst zu hören vermeinen:

VI 121: Hoc etiam pacto tonitru concussa videntur
omnia saepe gravi tremere et divolsa repente
maxima dissiluisse capacis moenia mundi,
cum subito validi venti conlecta procella
nubibus intorsit sese, conclusaque ibidem
turbine versanti magis ac magis undique nubem
cogit uti fiat spisso cava corpore circum,
post ubi comminuit vis eius et impetus acer,
tum perterricrepo sonitu dat scissa[1]) fragorem.
(Oft auch scheinet der Art vom heftigen Donner erschüttert
Alles zu zittern und jach zersprengt die gewaltige Feste
Auseinanderzuklaffen des allumfassenden Weltbaus,
Wenn sich der mächtige Wind, zum plötzlichen Stoße gesammelt,
Bohrt in die Wolken hinein und nun, darinnen gefangen,
Mehr und mehr im rundum drehenden Wirbel die Wolke
Ballt um sich herum als dichten gehöhleten Körper,
Bis die Gewalt und der wütende Drang sie völlig geschwächt hat
Und nun kracht mit schrecklichem Knall die zerrissene Wolke).

Derartige Beispiele ließen sich leicht vermehren, ich will jedoch nur noch ein ἅπαξ εἰρημένον anführen, das sich ganz besonders durch seine Anschaulichkeit auszeichnet. Was der Prosaiker vielleicht umständlich durch „de eis pendentes eisque implicatae" ausgedrückt hätte, das bezeichnet Lukrez ebenso kurz als treffend durch das eine „deplexae". Man urteile selber:

V 1318: inritata leae iacebant corpora saltu
undique et adversum venientibus ora petebant
et nec opinantes a tergo deripiebant

[1]) codd. missa, Lachm. fissa, Bern. scissa, das ohne Zweifel richtig ist, da es das Zischen malt.

deplexaeque dabant, in terram volnere victos,
morsibus adfixae validis atque unguibus uncis.

Gewiß ist er ein aufmerksamer Zuschauer bei den Tierkämpfen im römischen Cirkus gewesen. Und wie hier, so zeigt er sich überall als feinen Beobachter, der selbst dann, wenn er seine Illustrationen offenbar aus der Physik Epikurs herübergenommen hat, in uns das Gefühl hervorruft, als spräche er aus eigener Erfahrung, wie IV 353, wo er erklärt, warum ein eckiger Turm aus der Ferne rund erscheinen müsse.

Immerhin aber ist die lebendige Auffassung der Erscheinungen und die treue Wiedergabe früher gewonnener Vorstellungen kein besonderes Verdienst, wenn auch eine notwendige Eigenschaft des Dichters; was er vor anderen voraushat und voraushaben muß, ist Phantasie im engeren Sinne, jenes produktive, freigestaltende Vermögen, das teils unsinnliche Dinge in sinnliche oder anschauliche Bilder kleidet, teils durch mannigfaltige Verknüpfung und Umgestaltung der Anschauungen unter einander ganz neue Gebilde schafft. Das Gebiet des bildlichen Ausdrucks ist für die Poesie von der höchsten Bedeutung; ja es macht so recht eigentlich ihr Wesen aus. Allgemeine Ideen in bedeutungsvollen Bildern zu versinnlichen, statt des Allgemeinen, was der Verstand in Begriffe zusammenfaßt, individuelle Personen, Handlungen, Situationen, Zeichen zu geben — darin besteht vorzugsweise die Wirksamkeit der schaffenden Phantasie, des Hauptorgans aller Kunst und Poesie.

Auch Lukrez besitzt diese Gabe in hohem Maße. Denn wer fände sie nicht in seiner auch von Lessing bewunderten Schilderung der Jahreszeiten?

V 737: Lenz und Venus sie kommen, und als Vorbote der Venus
Schreitet daher der geflügelte Gott, und die Mutter der Blumen,
Flora, auf Zephyrs Spur, vor ihnen die Wege bestreuend
Und rings füllend die Welt mit köstlichen Farben und Düften.
Darauf folget die sengende Glut und in ihrer Begleitung
Ceres mit Staub bedeckt und der Nord mit jährlichen Winden.
Alsdann naht sich der Herbst und mit ihm Euhius Euan.
Darauf wölkt sich der Himmel: die Stürme betreten die Bühne,
Hochhindonnernder Ost und der blitzesgewaltige Südwind.
Endlich erscheinet die Wende mit Schnee und träger Erstarrung,
Und als letzter der Winter mit klappernden Zähnen vor Kälte.
(It ver et Venus, et Veneris praenuntius ante
pennatus graditur, zephyri vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viai
cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
inde loci sequitur calor aridus et comes una
pulverulenta Ceres et etesia flabra aquilónum.
inde autumnus adit, graditur simul Euhius Euan.
inde aliae tempestates ventique secuntur,
altitonans Volturnus et auster fulmine pollens.
tandem bruma nives adfert pigrumque rigorem
reddit: hiemps sequitur crepitans hanc dentibus algu).

Wer erkennt sie ferner nicht, wenn ihm der unaufhörliche Prozeß von Verfall und Erneuerung in der Welt als ein beständiger Kampf entgegengesetzter Kräfte erscheint, wenn ihm

das Leben unter den Geschlechtern wechselt wie die Fackel in den Händen der Läufer, wenn ihm in der umschließenden Wolke die Winde zu wüten scheinen wie wilde Tiere im Zwinger, wenn sich ihm die Schönheit und das Leben der Natur darstellt unter dem Bilde der Göttin der Liebe, der „alma Venus genetrix", der Sonnenschein und Frühling folgen, weil wenn diese beiden kommen, alles Lebende an Liebe denkt? Und wenn er dann diese Venus für sich und seine Römer um Frieden anfleht, vergißt er dann nicht als Dichter ganz, daß er als Philosoph mit ebensovielem Rechte die Einwirkung der Götter auf das Schicksal der Menschen leugnet?

Näher auf die Gleichnisse bei Lukrez einzugehen, ist diesmal meine Absicht nicht; genug, daß manche, wie das vom Arzte, vom angeschwollenen Strome oder vom Raubtierkäfig, die später unter anderen Gesichtspunkten betrachtet werden sollen, nicht weniger sinnreich und reizvoll sind als Homers, und daß kein Zweifel mehr darüber obwalten kann, daß Lukrez auf diesem Gebiete quantitativ wie qualitativ noch mehr würde geleistet haben, wenn er für seine Produktionslust ein ebenso geeignetes Feld gehabt hätte, wie Homer, und nicht vielmehr didaktische Gründe diese Kinder des Verstandes und der Phantasie hervorgerufen hätten. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß auch die Wahl des philosophischen Systems einen Schluß auf seine Einbildungskraft gestattet. Wenn Lukrez zu den Edleren seiner Zeit gehörte und diese vorzugsweise zum Stoicismus hinneigten, so muß der Grund, warum er es nicht that, der sein, daß er in ihm nicht fand, was er suchte, nämlich Rettung vor den Schreckbildern seiner lebhaften Phantasie. Wer mit solcher „Wollust" wie er die Götter bekämpft und vom Throne stürzt, der muß von ihrer Herrschaft alles gefürchtet und nichts sehnlicher gewünscht haben, als sie ganz aus seinem Glauben und seinen Gedanken streichen zu können; wer so heftig wie er gegen die Ursachen der Todesfurcht eifert, der muß einst selbst unter dieser Furcht aufs schmerzlichste gelitten haben. Die stoische Philosophie ließ Gott nicht außerhalb, sondern in der Welt sein, ja sie machte ihn zum Urheber des Sittengesetzes und zum Richter, der lohnt und straft (Diog. L. VII 138, 147 ff; Plut. de plac. phil. I 7, Cic. de nat. deorum); sie ließ ferner die Seele nicht mit dem Körper untergehen, sondern ohne ihn noch eine Zeit lang, wenn auch nicht ewig, fortdauern. Diese Lehre war also nicht danach angethan, Lukrez von seiner Furcht zu befreien, er brauchte eine Philosophie, die die Götter, wenn auch nicht leugnete, so doch zur Unthätigkeit, zur Gleichgültigkeit gegen menschliche Dinge verurteilte, eine Philosophie, die die Wesenheit der Seele vollständig aufhob, sodaß dem Tode sein Stachel genommen wurde, ja der Tod erwünschter war als das Leben. Andere führte die Furcht vor den Göttern und vor dem Tode zur Religion, unseren Dichter trieb sie seiner Zeit gemäß zum Materialismus.[1])

Und versuchen nicht selbst den mit starken Gründen gewappneten Atheisten noch die Schreckbilder heidnischen Aberglaubens? Nur mit Mühe betäubt er eine innere Stimme, das ihm wie jedem innewohnende Gottesbewußtsein, wenn er ausruft:

V 1193: O unglückliches Menschengeschlecht, als einst es den Göttern
Derlei Thun zuschrieb und bitteren Zorn beilegte,
Was für Seufzer sich selbst, wie traurige Wunden damit auch
Uns, und was für Thränen bereitet' es unseren Kindern!
Fromm sein heißt doch nicht, daß oft verhüllt du gesehn wirst

---

[1]) Bei ihm ist also die Ethik das Treibende; der moderne Materialismus dagegen ist eine Ueberspannung wissenschaftlicher Sätze. Dieser leugnet alle Freiheit, jener aber lehrt und behauptet sie.

Gegen den Stein dich neigen und laufen zu jeglichem Altar,
Noch daliegen zu Boden gestreckt und breiten die Hände
Vor dem geheiligten Ort, noch mit viel tierischem Blute
Spritzen den Altar, noch das Gelöbnis reih'n dem Gelöbnis,
Sondern die Welt vielmehr im Frieden der Seele betrachten!
Denn wenn wir aufschau'n in die himmlischen Hallen der weiten
Welt zum über den funkelnden Sternen gefesteten Aether,
Und in den Sinn uns kommen die Bahnen des Monds und der Sonne,
Aufzurichten beginnt dann gegen die Seele, die schon von
Anderen Uebeln bedrängt, das ermunternde Haupt die Befürchtung,
Daß vielleicht für uns unermessen die göttliche Macht ist,
Die hinlenkt in verschiedenem Lauf die Gestirne des Himmels.
Denn es versuchet die zweifelnde Seele der Mangel des Denkens,
Ob denn wohl es gegeben der Welt ursprüngliche Zeugung,
Ob ein Ende besteht, wie lange die Burgen des Weltalls
Wohl imstande zu tragen die Last der erregten Bewegung,
Oder es ihnen gelingt hingleitend den ewigen Zeitlauf,
Mit unsterblichem Heile beschenkt von der göttlichen Weisheit,
Solcher unendlichen Zeit allmächtigen Kräften zu spotten?
Wem zieht nicht zudem zusammen die Seele der Götter
Zürnen, und wem fährt nicht Entsetzen und Schreck durch die Glieder,
Wenn vom grausigen Schlage des Blitzes die glühende Erde
Bebt und über die Weiten des Himmels der Donner dahinrollt?
Zittern die Bürger, das Volk nicht, krampft sich den trotzigen Herrschern
Nicht zusammen das Herz vom Schrecken der Götter getroffen,
Daß nun wegen begangener Schandthat, höhnender Rede
Breche die bittere Zeit herein der vergeltenden Strafe?
Auch wenn über die Wogen des Meers des gewaltigen Windes
Wildeste Wut hinfegt ziellos den Beherrscher der Flotte,
Ihn mitsamt Legionen, den tapferen, und Elephanten,
Drängt um Frieden die Götter er nicht in Gebet und Gelübde,
Freilich umsonst, weil nichts desto weniger doch in des Sturmes
Wirbel gerissen er oftmals eilt zu des Todes Gewässern?
So zermalmet die menschliche Herrschaft eine gewisse
Dunkle Gewalt, und die prächtigen Bündel und grausigen Beile
Scheinet sie unter die Füße zu treten und ihrer zu lachen.
Kurz, wenn ringsum schwanket das Erdreich unter den Füßen
Und hier sinken in Schutt, dort drohen zu stürzen die Städte,
Was erstaunest du noch, wenn selbst sich die Menschen verachten
Und allein noch seh'n in den Dingen die wundergewalt'gen
Kräfte der göttlichen Macht, die das Weltall lenk' und regiere?

„Il n'y a rien de plus terrible," sagt der französische Philosoph Malebranche, „ni qui effraie davantage l'esprit ou qui produise dans le cerveau des vestiges plus profonds, que l'idée d'une puissance invisible, qui ne pense qu'à nous nuire et à laquelle on ne peut résister."

Unser Zweck war zu zeigen, daß Lukrez ein phantasievoller Dichter ist. Ein phantasievoller Dichter aber braucht nicht aus fremder Quelle zu schöpfen. Nun rühmt man zwar nicht ohne Grund von Lukrez, daß er nicht, wie seine Zeitgenossen, den schwächlichen Alexandrinern, sondern Homer, Aeschylus, Euripides, Empedokles und Thucydides nachgeahmt habe, aber man setzt ihn auch wieder herab und raubt ihm seine Originalität, wenn man behauptet und zu belegen sucht, er habe bei dieser oder jener Schilderung eine bestimmte Stelle seiner Vorbilder vor Augen gehabt. Ich denke dabei nicht an seine Darstellung der Pest von Athen, bei der er ja selbstverständlich dem Geschichtsschreiber Thucydides folgen mußte, sondern z. B. an das herrliche Gemälde des über seine Ufer tretenden und seinen Weg durch Verwüstung kennzeichnenden Stromes I 280:

> nec ratione fluunt alia stragemque propagant
> et cum mollis aquae fertur natura repente
> flumine abundanti, quam largis imbribus auget
> montibus ex altis magnus decursus aquai
> fragmina coniciens silvarum arbustaque tota,
> nec validi possunt pontes venientis aquai
> vim subitam tolerare: ita magno turgidus[1]) imbri
> molibus incurrit validis cum viribus amnis:
> dat sonitu magno stragem volvitque sub undis
> grandia saxa: ruit qua quicquid fluctibus obstat.
> (Denn nicht anders stürzen sie fort in wilder Verheerung,
> Wie auf einmal sanfte Gewässer in rollenden Wogen
> Eilen geschwellt dahin vom reich sich ergießenden Regen.
> Rauschend stürzt die gewaltige Flut vom hohen Gebirge,
> Führet die Splitter der Wälder dahin und völlige Bäume,
> Stattliche Brücken vermögen dem plötzlichen Drucke der Strömung
> Nicht zu trotzen: es steigen die eiligen Wasser, und schäumend
> Bricht sich des Stromes gewaltige Kraft an ragender Felswand;
> Aber sie sinkt mit donnerndem Laut, und es wälzet die Brandung
> Mächtige Blöcke dahin und stürzt ein jegliches Hemmnis).

Hier sollen dem Dichter nach Munro die ähnlichen Verse Homers vorgeschwebt haben, nämlich E 87:

> „Denn er durchraſ'te das Feld, dem geschwollenen Strome vergleichbar,
> Wintergenährt, der in reißendem Sturz wegflutet die Brücken;
> Nicht mehr halten ihn auf einzwängende Dämme des Ufers,
> Noch der gesegneten Fluren Umwallungen, wann er daherkommt
> Plötzlich, sobald sich ergießen die Regenlasten Kronions" —

und Λ 492:

> „Wie ein geschwollener Strom sich hinabstürzt über die Eb'ne,
> Wintergenährt vom Gebirge, gedrängt vom Regen Kronions,

[1]) codd. turbibus, editores: turbidus, aber dieses bedeutet, von Flüssen gesagt = aufgewühlt, trübe (Ggsz. purus). Ich vermute daher „turgidus" nach Hor. carm. IV 12, 4:

> . . nec fluvii strepunt
> Hiberna nive turgidi.

Viel verdorrete Eichen und viel hochstämmige Fichten
Wälzt er hinab und wirft viel Schlamm in die salzige Meerflut."

Aber ich frage: warum muß Lukrez erst von Homer gelernt haben, was er doch selbst mit eigenen Augen der Natur absehen konnte, und was ihm, dem feinen Beobachter, auch sicherlich nicht entgangen ist? Und hat er etwa nur deshalb das Gemälde weiter ausgeführt, um die Nachahmung zu verdecken? Nein, er mußte „dat sonitu magno stragem" hinzufügen, weil er ein Gegenstück zu „ita perfurit acri cum fremitu saevitque minaci murmure ventus (275)" haben mußte, und „volvitque sub undis grandia saxa" sollte die Gewalt des Wassers nur noch anschaulicher, der Wut des tobenden Orkans vergleichbarer machen:

I 271: Siehe des Windes Gewalt zerpeitschet die Klippen des Meeres,
Rollet der Schiffe gewaltige Wucht und jaget die Wolken,
Oder er stürzt, durchbrausend in reißendem Wirbel die Felder,
Mächtige Bäume zu Hauf und quälet die Gipfel der Berge
Mit waldbrechendem Stoß: bald raset er schrillend und pfeifend,
Bald nur grollt dumpfheulend das drohende Wüten des Sturmwinds."

Lukrez hat hier so gewiß aus eigener Phantasie geschöpft wie dort, wo er uns in einem großartigen Gemälde die in einer Wolke eingeschlossenen Winde als wilde Bestien vorführt, die heulend in ihrem Käfig umherrasen und wütend am Gitter rütteln, um einen Ausweg zu gewinnen:

VI 194: Alsdann kannst du die riesige Masse derselben erkennen
Und erblicken die Höhlen, die wie aus hängenden Felsen
Scheinen gebaut. Füllt diese der Wind beim Nah'n des Gewitters,
Hält er darin mit lautem Gebrüll, umschlossen von Wolken,
Furchtbar Haus und tobt wie das reißende Tier in dem Käfig.
Bald von hier und bald von dort durchschnaubt er die Wolken,
Wirbelt den Ausgang suchend herum und reibt aus den Wänden
Feurige Funken heraus und fegt sie zusammen in Menge,
Formt sie sodann in der Höhlung des Ofens drehend zur Flamme,
Bis er die Wolke zerreißt und heraus als sprühender Blitz schießt.
(tum poteris magnas moles cognoscere eorum
speluncasque velut saxis pendentibu' structas
cernere, quas venti cum tempestate coorta
complerunt, magno indignantur murmure clausi
nubibus in caveisque ferarum more minantur;
nunc hinc nunc illinc fremitus per nubila mittunt
quaerentesque viam circum versantur et ignis
semina convolvunt e nubibus atque ita cogunt
multa rotantque cavis flammam fornacibus intus,
donec divolsa fulserunt nube corusci).

Wie sehr sich endlich Lukrez der Vorteile seiner Kunst zu bedienen wußte, möge eine Vergleichung seines poetischen Gemäldes von der Opferung der Iphigenie mit dem materiellen des griechischen Malers Timanthes deutlich machen:

I 84: Aulide quo pacto Triviai virginis aram
Iphianassai turparant sanguine foede

ductores Danaum delecti, prima virorum.
cui simul infula virgineos circumdata comptus
ex utraque pari malarum parte profusast,
et maestum simul ante aras adstare parentem
sensit, et hunc propter ferrum celare ministros,
aspectuque suo lacrimas effundere civis,
muta metu terram genibus summissa petebat:
nec miserae prodesse in tali tempore quibat,
quod patrio princeps donarat nomine regem:
nam sublata virum manibus tremibundaque ad aras
deductast, non ut sollemni more sacrorum
perfecto posset claro comitari Hymenaeo,
sed casta inceste, nubendi tempore in ipso
hostia concideret mactata maesta parentis,
exitus ut classi felix faustusque daretur.
tantum religio potuit suadere malorum.
(Denk' an Aulis nur, wie den Altar dort der Diana
Einst mit Iphianassens Blute so schmählich geschändet
Jene berufenen Führer der Griechen, die Krone der Männer.
Ueber der Jungfrau Schmuck lag eilig die Binde des Opfers,
Floß gleichmäßig herab zu jeglicher Seite der Wangen;
Und schon sieht sie den Vater den traurigen stehen am Altar,
Sieht, wie die Diener das Beil um seinetwillen verbergen,
Sieht voll Thränen die Augen des Volks bei ihrem Erscheinen:
Stumm vor Angst hinneigt sie das Haupt und sinkt in die Kniee.
Aber es hilft ihr nimmer, der Aermsten, in solcher Betrübnis,
Daß von den Kindern zuerst sie Vater den König gerufen;
Denn von kräftigen Fäusten gepackt wird zitternd geführt sie
Zum Altar, nicht um dem geheiligten Brauche genügend
Festliche Opfer zu weih'n, eh' Hochzeitslieder erschallen,
Nein damit ruchlos in der Blüte der Jugend die Keusche,
Selbst ein trauriges Opfer, dem Beil verfalle des Vaters,
Auf daß Heil und Segen die scheidende Flotte begleite.
Zu so trauriger That verführte die Götterverehrung).

Der Maler konnte sich, der Grenzen seiner Kunst gemäß, nur einen einzigen Augenblick der Handlung zu nutze machen; diesen aber wird er so fruchtbar als möglich gemacht und mit all den Täuschungen ausgeführt haben, die die Kunst in der Darstellung sichtbarer Gegenstände voraus hat. Ohne Zweifel hat er den Augenblick gewählt, wo die „kräftigen Fäuste" sich nach dem unglücklichen Opfer, das unweit des Altars

„stumm vor Angst hinneigte das Haupt und sank in die Kniee,"

ausstrecken, wobei er, wie überliefert ist, allen Umstehenden den ihnen eigentümlichen Grad von Traurigkeit erteilte, das Gesicht des Vaters aber, das den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Lukrez dies berühmte Gemälde, von dem uns Plinius und Valerius Maximus berichten, bei seiner Darstellung der Opferung vor Augen hatte.

Dennoch kann nicht wohl alles, was er sagt, in einem einzigen Gemälde verbunden sein. Denn wir erfahren, daß Iphigenie mit der Opferbinde geschmückt worden ist, daß sie stumm vor Angst in die Kniee sinkt, daß sie aufgehoben und nun zitternd zum Altar geschleppt wird. Der Dichter zeigt uns also eigentlich vier Bilder statt des einen des griechischen Künstlers, und dies kommt daher, weil er, um nicht hinter dem Maler zurückzubleiben, „mit dem homerischen Kunstgriff, das Koexistierende des materiellen Gemäldes in ein wirklich Successives zu verwandeln," sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunstwerke ausbreitet und uns somit nicht allein das sehen läßt, was uns der Künstler zeigt, sondern auch das, was uns dieser nur kann erraten lassen. Wie vortrefflich weiß er dabei die Einheit des Gemäldes zu wahren! Er läßt sich nicht auf eine Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Gegenstände ein, sondern indem er immer nur von der einen Iphigenie spricht, macht er uns mit ihrer Umgebung durch die Offenbarung ihrer Empfindungen bekannt. Vor allem aber beachte man, wie er sich von Timanthes in der Darstellung des höchsten Schmerzes unterscheidet. „Indem der Maler das Antlitz Agamemnons verhüllte, brachte er der Schönheit ein Opfer, da sich der Jammer des Vaters in Verzerrungen hätte äußern müssen, die allezeit häßlich sind." Was er nicht malen durfte, ließ er erraten. Ebenso Lukrez, aber seiner Kunst gemäß durch ein anderes Mittel. Weder verhüllt er Agamemnon vor unseren Augen noch denkt er stillschweigend an eine Verhüllung, da ja sonst die Diener nicht nötig gehabt hätten, ihr Messer seinetwegen zu verbergen; sondern gerade aus diesem Zartgefühl roher Naturen läßt er uns auf die Tiefe des väterlichen Schmerzes schließen.

So besaß er nicht nur die Fähigkeit, die Idee des Malers zu erfassen, sondern auch Selbständigkeit genug, sie mit der ihm zustehenden Freiheit in ihrer Form zu verändern.

Lukrez ist also eine echte Künstlernatur. Das erkennt man auch aus der Art und Weise, wie er die Sprache und den Vers behandelt. Schon die bisherige Betrachtung ließ erkennen, wie sehr es sein Bestreben ist, Inhalt und Form in Einklang zu bringen. In der That decken sich beide genau, und dieser Vorzug ist für unsere Beurteilung um so wichtiger, weil er nicht erst durch ein sorgfältiges Feilen erreicht ist, sondern sich als ein ursprünglicher herausstellt. „Es giebt zwar leichter und gefälliger fließende Verse als seine Hexameter, aber teils wollte er diesen Vorzug seinem Gedichte nicht geben, teils konnte er nicht. Dem Ernst der Sache gemäß sollte auch die Form sein: wie der Inhalt, so daß Gefäß; würdevoll, majestätisch ziemt auch da dem Manne von altrömischer Herbheit. Seine Hexameter, sagt Mommsen mit einem vortrefflichen Vergleiche, wälzen sich nicht wie die elegischen zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes."

Seine Kunst zeigt sich besonders in der sogenannten Versmalerei. Hierfür hat er zwei Mittel: das längst bekannte, den Griechen entlehnte, das den Versbau selbst betreffend auf dem richtigen Verhältnis der Daktylen und Spondeen, Cäsuren und Diäresen beruht, und das der römischen Poesie eigentümliche, das in der Wiederholung eines bestimmten charakteristischen Anlauts besteht, die Alliteration. Mit dem ersten malt der Dichter Bewegungen, mit dem zweiten Töne, durch dieses wirkt er auf unser Gehör, durch jenes auf unser Gesicht, beidemale also auf die höheren Sinne, durch die die lebendigsten Vorstellungen gewonnen werden. Daher wird die Wirkung am vollkommensten sein, wenn beide Mittel zugleich in Anwendung gebracht sind.

Beispiele mögen dies deutlicher machen.

Die Langsamkeit malt er recht anschaulich, wenn er den Gedanken des allmählichen Absterbens so ausdrückt:

III 526: Denique saepe hominem paulatim cernimus ire
et membratim vitalem deperdere sensum;

die hüpfende Schnelligkeit in der nicht minder gelungenen Nachahmung des berühmten homerischen Verses:

αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής —
(hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Steinblock)

III 1002: volvitur et plani raptim petit aequora campum;

die springende im Gemälde einer Feuersbrunst mit Anwendung des anapästischen Taktes:

VI 223: praeterea saepe accedunt quoque tecta domorum
et celeri flamma dominantur in aedibus ipsis.

Durch Allitteration des v schlägt er sowohl den Ton des Mitleids an, wie in V 993:

viva videns vivo sepeliri viscera busto,

als er dadurch das Wehen des Windes nachzuahmen weiß:

aut ubi suspensam vestem chartasve volantis
verberibus venti versant planguntque per auras,

oder überhaupt Kraft ausdrückt:

vel violenta viri vis atque immensa libido.

Von schöner Wirkung ist die Allitteration von t und c in Verbindung mit volltönenden Vokalen:

II 618: tympana tenta tonant palmis et cymbala circum
concava, raucisonoque minantur cornua cantu,

sowie die Häufung der Buchstaben l, r, s, m und p verbunden mit Anaphora:

V 951: nympharum, quibus e scibant umori' fluenta
lubrica proluvie larga lavere umida saxa,
umida saxa, super viridi stillantia musco,
et partim plano scatere atque erumpere campo.

Fügen wir endlich noch folgende Stelle hinzu, in der die Wirkung der Allitteration durch Asyndeton und Cäsuren verstärkt wird:

V 1334: si quos ante domi domitos satis esse putabant,
effervescere cernebant in rebus agundis
volneribus clamore fuga terrore tumultu —

so wird nach allem, was zum Lobe unseres Dichters gesagt ist, kein Zweifel mehr darüber obwalten können, daß Lukrez ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Davon war er auch selbst vollkommen überzeugt. Das beweist „sein Selbstbewußtsein, der Sprödigkeit des Stoffes zum Trotze diesen mit dichterischer Weihe zu verklären und zur Anerkennung und ewigem Nachruhm durchzudringen; ein mittelmäßiges Talent wäre denn auch jämmerlich an jenem Vorhaben gescheitert, während Lukrez, wenn er auch oft auf Sandtiefen stößt, dennoch sich wiederum weiß flott zu machen und mit echt dichterischem Schwung sich von der ertöteten Einöde in frischere, grüne Räume rettet." So konnte er mit Recht sagen:

I 921: Nun wohlan, es ertönet der Ruf noch fürder zu schreiten
Auf der Erkenntnis Bahn, obschon in Nacht sie gehüllt scheint.
Aber es stachelt die Hoffnung ewigen Ruhmes die Seele,
Und mein Herz erglüht in zärtlicher Liebe zur Muse.
Dies entflammet den Geist, auf nimmergeebneten Wegen

Ohne Begegnung anderer Spuren die Reiche der Dichtkunst
Zu durchmessen. Es reizet die Lust, jungfräulichen Quellen
Schöpfend zu nahen, es reizet zu pflücken die frischesten Blumen
Und mein Haupt mit so hellleuchtendem Kranze zu schmücken,
Wie noch nie um menschliche Schläfen die Musen geschlungen;
Denn erhabene Dinge verkünd' ich, bringend dem Geiste
Freiheit aus den bedrückenden Banden der Götterverehrung,
Und aus meinem Gesang strahlt Licht in das Dunkel der Dinge.
Daß nun alles umhaucht sich zeigt vom Dufte der Dichtkunst,
Laß auch dies dir nicht von geringer Bedeutung erscheinen.
Denn gleichwie ein Arzt, der den Kindern den widrigen Wermut
Einzuflößen gedenkt, erst pflegt vom Becher den Rand rings
Zu umzieh'n mit lieblichem Seime des gelblichen Honigs,
Auf daß arglos noch inmitten der Lippen die Jugend
Lasse sich täuschen und so schnell trinke hinunter des Wermuts
Bitteren Trank, in Wahrheit nicht vom Arzte betrogen,
Sondern geführt vielmehr in die Bahn der erneuten Gesundheit:
Also, weil auch mancher der Oede die Lehre beschuldigt,
Ohne dieselbe zu kennen, und vor ihr schrecket die Menge
Weit zurück, so ist mein sehnlichster Wunsch, in des süßen
Sangs anlockendem Laut dir unsere Lehre zu deuten
Und in der Dichtkunst Reiz ihr Süße zu leihen des Honigs.

In diesen Worten hat er zugleich ausgesprochen, was ihn als didaktischen Dichter im besonderen auszeichnet: aus seinem Gesang strahlt Licht! „Obscura de re tam lucida pango carmina", sagt er, und in der That übertrifft er an Wissenschaftlichkeit bei weitem den Meister, dessen Naturlehre so sehr aller philosophischen Schärfe und zwingenden Kraft entbehrte, daß sie bisweilen den ersten Grundsätzen der Mathematik ins Gesicht schlug. „Epicurus", sagt Reisacker in seinen Quaestiones Lucretianae, „fuse et neglegenter de rebus subtilissimis disputavit"; Lukrez aber geht in seiner Atomenlehre und in seinem Nachweis der materiellen, sterblichen Natur der Seele mit solcher Gründlichkeit und Logik zuwerke, daß wir, seine Prämissen zugegeben, ihm folgen müssen, wir mögen wollen oder nicht.

Sowohl zur Erläuterung als zur Bekräftigung fügt er den inneren Gründen für eine Behauptung Beispiele aus der Erfahrungswelt hinzu und weiß dabei mit vielem Geschick auf die Aehnlichkeit solcher Verhältnisse der äußeren und inneren Welt hinzuweisen, die jeder bereits kennen gelernt hat oder doch leicht kennen lernen kann, sicherlich aber der Römer erfahren hatte, für den er ja zunächst schrieb. So schließt er seinen Beweis von der Unendlichkeit des Alls (I 958—983) mit dem Erfahrungssatze:

„Endlich begrenzt ein Ding vor Augen ersichtlich das andre:
Luft umsäumet die Hügel, den Luftraum trennen die Berge,
Land und Meer und Meer und Land verschränken sich wechselnd:
Aber fürwahr des Alls Umgrenzung suchst du vergebens."

Darum dürfen diese Verse auch nicht an ihrem jetzigen Platze, hinter v. 997, stehen bleiben, sondern müssen auf das „praeterea" des Verses 968 hinter v. 983 folgen.[1])

[1]) Ebenso entlehnt er sein letztes Argument den „rebus apertis": I 701; 759; 915; II 471; III 367; V 506; 556; 646.

Hier wie bei Vergleichungen kommt ihm seine „umsichtige Einbildungskraft" sehr zu statten, „die sich beim Vortrage umherschaut, Gleiches und Aehnliches erfaßt, um das Ausgesprochene zu bewähren." [1])

Besonders das sechste Buch ist reich an treffenden Gleichnissen (95—599). Fast ein jedes hat hier den Wert eines Arguments, weil es den Gegenstand, zu dessen Erleuchtung es herbeigerufen wird, völlig deckt und identisch mit ihm zu werden scheint; und es möchte sich schwerlich eins finden, das nicht von allgemein bekannten Dingen hergenommen wäre. Das ist echt pädagogisch; wie er denn auch dieselbe Rücksicht auf den Gesichtskreis seiner Leser nimmt, wenn er auf mythologische und geschichtliche Verhältnisse anspielt.

„Wie Ennius," sagt Mommsen, „verschmäht auch Lukrez die der Poesie von dem Alexandrinismus aufgelastete mythologische Gelehrsamkeit und fordert nichts von seinem Leser als die Kenntnis der allgemein geläufigen Traditionen." Eine scheinbare Ausnahme, wie das Weihrauchland Panchäa (II 417), erklärt derselbe Gelehrte daraus, daß dies aus dem Reiseroman des Euhemeros seinen Weg in die ennianische Poesie gefunden hatte und daher dem Publikum, für das Lukrez schrieb, wohlbekannt war. Und so entlehnt er auch seine geschichtlichen Beispiele nur der ruhmvollen Vergangenheit seines eigenen Volkes, der Zeit der furchtbaren Punier und der herrlichen Scipionen, in der seine Anschauung heimischer ist als in dem eigenen versunkenen Jahrhundert," aber Didaktiker wie er ist, unterläßt er es nie, mit feiner Satire einen Seitenblick auf das Treiben der trostlosen Gegenwart zu werfen.

Dasselbe Streben nach Verständlichkeit und Klarheit kennzeichnet seinen Stil. Er weiß recht gut, daß gerade bei der Entwicklung eines philosophischen Systems das Verständnis des schwierigen Inhalts durch Einfachheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks bedeutend erleichtert wird, und verzichtet deshalb gern auf den zweifelhaften Ruhm Heraklits, der ihm

„wegen des dunkeln Worts vielmehr von eitelen Köpfen
als von ernsteren Griechen geehrt wird, den Forschern der Wahrheit.
Denn nichts setzt so sehr in staunende Freude die Thoren,
als was dunkel und tief in geschrobenen Worten zu ruh'n scheint,
und es gilt als wahr, was nur in tönender Rede
fällt ins Ohr und ist verbrämt mit zierlichem Wortklang." [2])

Darum gebraucht er die Wörter nur in ihrer eigentlichen Bedeutung, und alle Künstelei ist ihm verhaßt. Dem modernen Sprachreinigungseifer zum Trotz, der die Fremdwörter aus der Poesie auswies, setzt er, wie Ennius es gethan, statt matten und undeutlichen Lateins lieber das bezeichnende griechische Wort und pflegt dann zum besseren Verständnis des griechischen Kunstausdrucks die Erklärung in der Muttersprache hinzuzufügen. Wie klar weiß er z. B. den Begriff der anaxagoräischen Homoiomerie zu machen, für den der lateinische Ausdruck fehlt (I 830)! Wohl konnte er sich über die Armut seines Sprachstoffes beklagen:

I 136: „Freilich entgeht es mir nicht, wie die Tiefe der griechischen Forschung
Schwer darstellen sich läßt in lateinischen Versen, denn vielfach
Gilt es, sich selbst aus eigener Kraft erst Wörter zu bilden
Wegen der dürftigen Sprache zumal und der neuen Begriffe" —,

aber er darf sich auch rühmen, seine Sprache für den philosophischen Terminus ganz eigentlich erst zugerichtet und durch eigene Erfindung mit hunderten von neuen Ausdrücken bereichert zu

[1]) Goethe in Riemers Mitteilungen S. 645.

[2]) I 639—644.

haben. So ist es die „sermonis castitas“ und „lactea ubertas“ (Sprachreinheit und Sprachfülle), die seinen Stil auszeichnet; und weit entfernt, daß die altertümlichen Formen, die er gegen die Redeweise seiner Zeit noch häufig gebraucht, seiner Sprache den Charakter der Unverständlichkeit aufdrücken, dienen sie vielmehr dazu, das Poetische derselben noch zu erhöhen. Lukrez ist in der That, wie einer der größten Kenner der lateinischen Sprache, Lambinus, erklärt: „omnium poetarum Latinorum, qui hodie exstant et qui ad nostram aetatem pervenerunt, elegantissimus et purissimus idemque gravissimus et ornatissimus.“

Und soll ich nun noch einen Vorzug nennen, den er, dem Beispiel der ältesten didaktischen Dichter folgend, seinem Gedichte zu geben wußte, so ist es der häufige Gebrauch der Apostrophe. Indem er sich nämlich wiederholt an seinen Freund Memmius mit oder ohne Hinzufügung des Namens wendet, ruft er im Leser die Täuschung hervor, als höre er die beredte Stimme eines Lebenden, der eifrig bemüht ist, ihn zu überzeugen.

Kurz, Lukrez hat als Didaktiker den Ruhm, daß er das Hauptgewicht auf Verständlichkeit des Inhalts und Klarheit, Deutlichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks legt, und besitzt außerdem alles, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz und die Gabe, Eindrücke mit Leichtigkeit in sich aufzunehmen und durch das Wort anschaulich zu gestalten. Nur schade, daß er all seine Kunst an dem undankbarsten aller Stoffe verschwendet hat, den er selbst trotz all seiner Begeisterung nicht umhin kann „traurig und herb“ zu nennen. Wie vieles aber auch den Tadel an dem Lehrgedicht vom Wesen der Dinge herausfordert, es ist, um mit Mommsen zu reden, eines der glänzendsten Gestirne in den sternenarmen Räumen der römischen Litteratur geblieben, und wählte billig der größte deutsche Sprachenmeister die Wiederlesbarmachung des lukretischen Gedichts zu seiner letzten und meisterlichsten Arbeit.

Als von Knebels Uebersetzung erschien, eine der ersten in Deutschland, da wurde sie von dem Altmeister deutscher Dichtung aufs freudigste begrüßt, denn sie erleichtere die Bemühung, sich zu vergegenwärtigen, wie es in Rom 70 bis 80 Jahre vor unserer Aera in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Dingen ausgesehen habe, den echten Dichter aber werde niemand kennen, als wer dessen Zeit kenne. Wenn es also auch unser größter Dichter an Interesse und Bewunderung für Lukrez nicht fehlen ließ, dann muß er in der That der sein, für den wir ihn halten. Er selbst wollte ihn als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter darstellen, er nennt ihn in einem Munde mit Homer und führt zum Zeichen seines Wertes unter anderen auf ihn gedichteten Strophen diese an:

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes
Quotquot erant, quot eruntque vates!

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

So ist's! ihn pries die eigene Zeit nicht nur
Als größten Sänger: nein auch die Nachwelt stritt
Den Lorbeerkranz für ihn zu flechten,
Neu das geheiligte Haupt zu schmücken.